



Eine Mutter erzählt – eine Trauergeschichte

Vor knapp fünf Jahren verstarb unser siebenjähriger Sohn. Ganz plötzlich durch einen Unfall. Er wollte seinen Ball von der Straße holen und dabei erfasste ihn ein Lkw. Es ging alles so schnell ... der Notarzt, der Krankenwagen. Sie haben ihn mitgenommen.

Wenn du mich fragst, was mich tröstet ... Ich war und bin immer wieder untröstlich. Besser vielleicht, was es mir leichter macht:

Als Philipp bereits tot war, haben sie uns im Krankenhaus genügend Zeit gelassen. Da gab es einen Abschiedsraum. Dort konnten wir solange bleiben, wie wir wollten. Und wir waren auch mehrmals da. Das war für mich wirklich eine geschenkte Zeit. Wir waren alle da, auch seine Schwester. Von der Beerdigung habe ich wenig mitbekommen. Meine Tochter Teresa hat einen Text für ihren Bruder vorgetragen und ich merke, dass das für sie wichtig war. Mein Mann und Freunde von uns haben Philipps Sarg getragen.

Die Zeit danach war für uns alle schwer. Im Haus war es mit einem Mal so still. Er war einfach nicht mehr da. Philipp fehlte uns und doch war es nicht möglich, miteinander zu trauern. Ich erinnere mich gut, dass immer dann, wenn ich weinte, sofort mein Mann kam und mich wieder beruhigen wollte. Ich durfte nicht weinen und wir konnten nicht reden. Unsere Nachbarin war mir in dieser Zeit eine Stütze. Die verstand die quälenden Fragen, dass ich nachts nur schlecht schlief und schweißgebadet aufwachte, wenn ich wieder von Philipp geträumt hatte. Und ich hatte auch keine Scheu, bei ihr zu weinen. Oft bin ich täglich zweimal zum Grab gegangen. Das tat einfach gut. Die ersten Jahre fiel es mir schwer, die Blumen im Garten und überhaupt alles, was blühte, zu erleben.

Ich war wie vom Leben abgeschnitten und von meiner Familie habe ich mich zurückgezogen. Stundenlang saß ich in seinem Zimmer - bei seinen Spielsachen und Bilderbüchern.

Der Pfarrer machte mich auf ein Trauerseminar aufmerksam. Und ich merkte - trotz eines großen Widerstands dagegen -, ich wollte doch hingehen. Die anderen Trauernden dort wussten, wovon ich redete: die Erinnerung an mein Kind, meine Schuldgefühle, mein Zorn, meine Ohnmacht, meine Hoffnung, ihn wieder zu sehen, die schwierige Beziehung zu meinem Mann und meiner Tochter ... Dort habe ich gehört, wie andere versuchen zurechtzukommen. Dort habe ich aber auch zum ersten Mal wieder richtig gelacht. Mit ein paar Frauen treffe ich mich regelmäßig. Wenn es mir schlecht geht, schaue ich Fotos an und lese die Karten und Briefe, die wir bekommen haben. Ich blättere in meinem Buch der Dankbarkeit. Darin habe ich schöne Erinnerungen und Erlebnisse mit Philipp aufgeschrieben. Ich spreche mit ihm und über ihn. Manchmal setze ich mich in unsere Kirche und zünde zwei Kerzen an: eine für Philipp und eine für meine Dunkelheit. Getröstet kehre ich heim.

Eine Mutter, die ihr Kind verloren hat